

Joachim Negel

Das Virus und der liebe Gott

Unzeitgemäße Betrachtungen

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

*Geschrieben in den Monaten September bis Januar
im Jahre 2 der Pandemie
in Freiburg im Üechtland in strenger Klausur.*

*Korrektur gelesen in den frühen Märztagen 2022,
da die Welt von jetzt auf gleich eine andere wurde.*

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2022

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Umschlagmotiv: © antova/GettyImages

Satz: dtp studio eckart | Jörg Eckart

Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN (Print) 978-3-451-39476-8

ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-83818-7

ISBN E-Book (E-Pub) 978-3-451-83691-6

Das Virus hat ein Gottesprädikat:
Es ist allgegenwärtig.

Fulbert Steffensky

Ich gehöre eher zu den strukturell
trostlosen Menschen.
Wir sind eine vom Glauben
abgefallene Gesellschaft,
die nicht mehr an ein Paradies
oder das ewige Leben glaubt.

Thea Dorn

Der Gott, den es nicht gibt, in mir ein dunkler Riß,
ist meiner Seele nah, sooft ich ihn vermiß.

Christian Lehnert

Das letzte Wort, das ich im Wörterbuch des Universums
für die Menschheit als Ganzes und die Milliarden
ihrer Individuen finde, heißt: TOD ...
Aber: Ist dieses Wörterbuch vollständig?
Ist es abgeschlossen?
Enthält es in den riesigen Lücken zwischen den bisher
entzifferten Vokabeln nicht noch Wörter,
die noch nicht entziffert sind?

Fridolin Stier

Wie um alles in der Welt soll es der Mensch auch schaffen,
selbst in Ordnung zu bleiben, wenn um ihn herum nichts
in Ordnung ist?

Oder ist die Frage bereits falsch eingeleitet,
weil eben nichts *in* der Welt weiterhilft?

Weil die Kunst, in einer unordentlichen Welt selbst in Ordnung
zu bleiben, nur um *Himmels* oder *Gottes Willen* zu erlernen ist?

Thea Dorn

Du brauchst dich vor dem Schrecken der Nacht nicht zu fürchten
noch vor dem Pfeil, der am Tag dahinfliegt,
nicht vor der Pest, die im Finstern schleicht,
vor der Seuche, die wütet am Mittag.

Denn der Herr ist deine Zuflucht,
du hast dir den Höchsten als Schutz erwählt.

Dir begegnet kein Unheil,
kein Unglück naht deinem Zelt.

Psalms 91

Inhalt

I. Anamnese

oder

Situationsbeschreibung

Eine Gemengelage der Stimmungen und Gefühle 11

Intermezzo und Übergang 27

Literarische Verarbeitungen von Seuchen- und Epidemieerfahrungen:

Alessandro Manzoni (Die Brautleute) – Albert Camus (Die Pest) –

Hans Erich Nossack (Bereitschaftsdienst. Bericht über die

Epidemie) – Philip Roth (Nemesis) – Giovanni Boccaccio

(Il Decamerone) – Gabriel García Márquez (Die Liebe in den

Zeiten der Cholera)

II. Diagnose

oder

Erinnerungen an das Grundlegende, Triviale 45

1. „Das Leben währet siebzig Jahr,
und wenn es hoch kömmt, sind es achtzig ...“ (Ps 90,10) – oder:
Von der Angst vor dem Tod 47

2. „Und es rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröte aufstieg“
(Gen 32,25) – oder:
Von der Fremde und Dunkelheit Gottes 49

3. „Gedenke meiner, o Herr“ (Ps 106,4 / Lk 23,42) – oder:
Von der Vergänglichkeit des menschlichen
Gedächtnisses 52

4. „Der Tor spricht in seinem Herzen: ‚Es gibt keinen Gott!‘“
(Ps 14,1) – oder:

Von der Fragwürdigkeit des modernen Wissenschafts- positivismus	54
5. „In jenen Tagen waren Worte des Herrn selten ...“ (1 Sam 3,1b) – oder: Von der Mut- und Einfallslosigkeit der Christen ..	60
6. „Seh‘ ich den Himmel, das Werk deiner Finger ...“ (Ps 8,4) – oder: Von der ungeheuerlichen Weite und Tiefe des Kosmos und der nicht minder ungeheuerlichen Größe des Menschen darin	65
7. „Ich habe aus dem Osten einen Adler gerufen ...“ (Jes 46,11a) – oder: Von der hilfreichen <i>secunda manus</i> der Fremdprophetie	78
8. „... wie ein Mann, der sein Gesicht im Spiegel betrachtet, dann weggeht und im selben Moment vergessen hat, wie er aussieht“ (Jak 1,22–24) – oder: Von der Fluidität der Welt, der Wankelmütigkeit des Menschen und dem Nichtvermissen Gottes	82
9. „Wer ist der Mensch, der das Leben liebt und bessere Tage zu sehen wünscht?“ (Ps 34,13) – oder: Von der Hoffnung auf den Himmel, um der Erde die Treue zu halten	92
10. „Stark wie der Tod ist die Liebe ...“ (Hld 8,6bc) – oder: Vom Mut zu Risiko und Kontingenz	103
11. „Denk an deinen Schöpfer in deinen frühen Jahren, ehe die Tage der Krankheit kommen und die Jahre dich erreichen, von denen du sagen wirst: Ich mag sie nicht!“ (Koh 12,1) – oder: Vom Hinter-sich-Lassen aller Versuche einer Theodizee	109
12. „Es ist der Herr!“ (Joh 21,7) – oder: Von der nahen Ferne Gottes	120

13. „Die ganze Welt könnte die Bücher, die man schreiben müßte, nicht fassen“ (Joh 21,25) – oder: Von der Erzählbarkeit der Trauer und der Auferstehung	133
---	-----

Intermezzo und Übergang

„aber antwortet demütig und bescheiden“ (1Petr 3,15f.) – oder: Von der Notwendigkeit und der Schwierigkeit, auf undogmatische Weise Dogmatik zu betreiben	145
---	-----

III. Therapeutische Ratschläge in schwierigen Zeiten

oder

Die kleinen Sakramente des Alltags,

<i>einzunehmen am Abend und am Morgen</i>	157
---	-----

1. Social Distancing -- Nähe und Berührung	165
2. Ansteckung -- Tapferkeit, Trost, Mitleid	170
3. Maske -- Erkennen und Verzeihen	175
4. Lockdown -- Einsamkeit, Stille, Unterbrechung	182
5. Impfung -- Hoffnung auf Immunität, Gnade und Rechtfertigung, Lachen und Humor	188
6. Corona -- Schmerz, Ergebung, Gesundung, Heil	199
7. Intubation -- Seufzen, Bitten, Rühmen, Klagen, Danken, Schweigen, Resignieren	208
Frage (Elisabeth Bronfen)	216
Bitte (Hilde Domin)	217
Anmerkungen	219
Namenregister	272

Anamnese

oder

Situationsbeschreibung

Eine Gemengelage der

Stimmungen und Gefühle

Im Monat März vor zwei Jahren: Eine Verstörung ergreift die Gemüter. Was soeben noch Forderung globalen Wirtschaftens war: Spontaneität, Flexibilität, Steigerung, Wachstum, Vernetzung, offene Grenzen, ist von einer Woche auf die andere verboten. Ein sog. Lockdown wird verhängt, Flugzeuge bleiben am Boden, Städte und Länder werden geschlossen, Kindergärten, Schulen und Universitäten zugesperrt: eine Art globale Fastenzeit (Quarantaine \triangleq Quadragesima), die sich über alles legt wie ein dumpfer Nebel. Das offene Gesicht und die ausgestreckte Hand gelten plötzlich als gefährlich; man geht sich aus dem Weg, und wo dies nicht möglich ist, trägt man Maske und hält Abstand. Umarmung und Händedruck, einst Zeichen von Freundschaft und Kollegialität, werden ersetzt durch ein Stoßen der Ellbogen oder ein Treten an den Fußknöchel.

Zugleich in den Nachrichten die von Tag zu Tag sich verändernden Prognosen der Virologen und Ökonomen; ihnen kommt das schwierige Amt der neuen Priester und Propheten zu; man erwartet, daß sie Fragen beantworten, Heilsversprechen geben, Sicherheit schenken: Wie lange wird es dauern, bis ein wirksamer Impfstoff gefunden ist? Welche logistischen Probleme sind zu lösen, um in möglichst kurzer Zeit 60, 80, 100 Millionen Menschen zu impfen, am Ende gar drei oder vier Milliarden? Wie lange ist der Lockdown wirtschaftlich durchzuhalten? Wann kippt das System?

Es ist die Stunde von Vater Staat, von dem alles erwartet wird (umfassende Sicherheit, unendliche Milliardenzuschüsse, vollkommene Ablässe der Entschuldung), und dem man zugleich tief mißtraut – eine geradezu klassisch zu nennende ödipale Situation. Laufen da nicht Notstandsverordnungen vorbei an Parlament und Recht?! Sind wir nicht geradewegs dabei, in einen staatlich verordneten Gesundheitspaternalismus zu schlittern?! Und so tauchen sie auf, die Unheilspropheten und Apokalyptiker, die Querdenker, Zweifler, Magier der Entlarvung, die auf ihre Weise versuchen, die verstörende Wirklichkeit in den Griff zu bekommen: Dunkle Mächte müssen hinter dieser Geschichte stecken, China und Amerika, Bill Gates und die Wallstreet, die der Welt mittels Vakzine bio-digitale Chips injizieren wollen. Überhaupt, so schwarz, wie

sie uns vorgestellt wird, ist die Pandemie gar nicht. Kann man das Virus denn sehen? Nein, das kann man nicht, man muß dran glauben, aber wir glauben nicht daran, denn wir wissen, was hier gespielt wird: Eine globale Diktatur soll installiert werden!

Oder aber die anderen, die kleinen Blockwarte, die hämischen Maßregler, die Wichtigtuer und Erbsenzähler, die schulmeisterlich auf der Einhaltung noch der fragwürdigsten Hygieneregeln beharren: Wehe, jemand übertritt die behördlichen Maßgaben auch nur um ein wenig; der Denunziant, dein Freund und Helfer, ist sofort zur Stelle; die Boulevardzeitungen helfen nach Kräften nach. Wir sind schließlich Staatsbürger und wissen, was man von uns erwartet!

Zusammen mit diesen zweifelhaften Gestalten schließlich die Scharlatane, nicht nur die medizinischen, sondern auch die politischen, esoterischen, religiösen: *„We should try disinfectant, it kills the virus within minutes.“* – *„Mundkommunion überträgt das Virus nicht, da ist der transsubstantiierte Jesus vor.“* – *„Von Impfen ist abzuraten, man kann dem Virus nur traumenergetisch oder vegan beikommen.“*

Das Internet, so hilfreich es in dieser Situation auch ist, fungiert zugleich als Aufregungs- und Empörungsbeschleuniger. Die nicht enden wollende Informationsflut schwemmt eben auch unendlich viel Banalität, Dummheit und Lüge in jede Seele, sie überfordert noch den besonnensten Menschen, macht auf Dauer apathisch und dumpf. Wie soll man dem monothematischen Overkill auch standhalten („Corona“ auf allen Kanälen), abgesehen davon, daß man nicht zehn Stunden am Tag auf die Mattscheibe starren kann. Wir sind Wesen aus Fleisch und Blut, wir sind der körperlichen Nähe und Präsenz bedürftig, wir haben einen Leib, wir atmen, wir essen, wir verdauen und schlafen, wir haben Sehnsucht nach Bewegung, nach Liebe, nach Zärtlichkeit und Umarmung. Die Kinder zumal und die Jugendlichen, die alleingelassenen Alten in den Seniorenheimen, die Sterbenden auf den Fluren der überfüllten Krankenhäuser, die Krematorien, in denen sich die Särge stapeln, all die stille Verzweiflung in den Familien, die überforderten Eltern, die in sogenanntem „Home-Schooling“ den Nachwuchs monatelang selber unterrichten müssen, die geheime Gewalt in den Wohnungen, die stille oder auch sehr laute Aggres-

sivität, die sich da plötzlich Raum schafft: Man ist mit sich selber konfrontiert in einer Weise, die einen spüren läßt, wie wenig man das eigene Leben im Griff hat, wie rasch man sich abhanden kommt, wenn die Umstände schwierig werden. Ein leiser, stiller Krieg, der an die Seelen geht und auf Dauer die Nerven zerrüttet.

Und doch ist diese Beschreibung einseitig. Denn da gibt es so vieles, das überrascht, und zwar vom ersten Tag an: Wieviel an Improvisationsfreude, an spontaner Nachbarschaftshilfe, an Tapferkeit, Geduld, Solidarität und Bereitschaft, in die schwierige Situation einzuwilligen, das Beste draus zu machen. Da werden plötzlich ungeahnte Ressourcen mobilisiert: In Mailand und Rom etwa das abendliche Singen auf den Balkonen, um einander aufzumuntern; in Zürich und Bern der spontane Verzicht vieler Vermieter auf die Mieteinnahmen, um den Ladenbesitzern das Überleben zu ermöglichen; Gourmet-Restaurants in Berlin und Hamburg, die ihre Köstlichkeiten tausendfach in die Spitäler liefern, um den Krankenschwestern und Ärzten eine Freude zu machen. Überhaupt der tief empfundene ehrliche Dank gegenüber den vielen ungenannten Menschen, die tagaus tagein das Leben am Laufen halten: Müllmänner, Kassiererinnen, Bäckerinnen, Brief- und Paketträger, das Pflegepersonal in den Krankenhäusern (in Spanien wird es über Wochen abendlich auf den Straßen mit Applaus bedacht). Zu erwähnen wären aber auch die vielen neuen Formen von Nachbarschaftshilfe: Telefonketten sorgen dafür, daß Alte und Hinfällige regelmäßig angerufen werden; Nachbarschaftsgruppen kaufen füreinander ein; vor Haustüren finden sich plötzlich Blumensträuße und buntbemalte Kieselsteine als nachbarschaftlicher Gruß. Und dann jene dichte, weitgespannte Welterfahrungsgemeinschaft nicht nur im Leiden, sondern auch und vor allem im Kampf gegen die Pandemie, man denke nur an die Wissenschaftler, die in einem geschichtlich einzigartigen transnationalen Ruck binnen weniger Monate erste Vakzine entwickeln, um der Pandemie zu begegnen: Wieviel an entsagungsvoller Arbeit, wieviel an kartäuserhafter Askese ist nötig, um über winzigste Details an Erkenntnisse zu gelangen, aus denen dann Hilfe für viele erwachsen kann!

Aber auch diese eindrückliche Seite weltweiter Corona-Solidarität ist noch einmal zu hinterfragen. Haben nicht die Länder der südlichen Hemisphäre unter den Einschränkungen am meisten zu leiden? Brasilien, Indien, die subsaharischen Staaten Afrikas? Hört man noch etwas von den Flüchtlingen aus Syrien und dem Maghreb, die auf den griechischen Inseln schon vor der Corona-Pandemie in Sammellagern unter unsäglichen Lebensumständen ausharren mußten? Ihre Lage hat sich noch einmal verschärft. „*Die im Dunkeln sieht man nicht*“, schrieb einst Bert Brecht. Wahrlich, die Corona-Sonne hat die Welt in ein fahles Zwielflicht getaucht, und mag das Gewölk nach zwei Jahren sich auch gelichtet haben, so wissen wir nicht im mindesten, was uns noch alles erwartet, wissen nicht, ob das verstörende Wetterleuchten womöglich Vorzeichen noch ganz anderer Unwetter ist.

In dieser weltweit einzigartigen Situation, gespeist nicht zuletzt aus der Erfahrung, wie sehr in den vergangenen drei Jahrzehnten seit dem Zusammenbruch der bipolaren Nachkriegsordnung die Welt zum globalen Dorf geworden ist, fällt auf, wie wenig den Kirchen zur Corona-Krise einfällt.¹

Natürlich: Auch in vielen Pfarrgemeinden gab und gibt es höchst eindrucksvolle Beispiele von Improvisationsgeschick, Einsatzfreude und gelebter Solidarität. Aber das ist es nicht. Es scheint, daß angesichts der Corona-Krise es den Kirchen, ja den Christen insgesamt, die Sprache verschlagen hat, wo man doch gerade von ihnen, die ihr Leben aus einer Hoffnung schöpfen, die über den Tod hinausgeht, ein starkes Wort erwartet hätte. Während vom kirchlichen Verlautbarungschristentum sonst zu bald jedem Thema eine Stellungnahme zu erwarten ist (Nachrüstungsdebatte, Verantwortung weltweiter Konzerne, Abtreibungsfrage, Atomkraft, Afghanistaneinsatz), geben sich Bischöfe und Theologen im Blick auf eine *theologische Deutung* der Corona-Krise selten wortkarg. Ob das mit der seit vielen Jahrzehnten schwelenden Krise des Gottesglaubens zu tun hat? Natürlich ist es wohlfeil, zu erwarten, man möge zu einem Verhängnis, wie es im Frühjahr 2020 über uns gekommen ist, sofort und restlos einen allseits befriedigenden Kommentar abgeben. Kirchenleute sind da nicht we-

niger überfordert als Politikerinnen und Journalisten. Überhaupt gilt ja, daß, je mehr uns etwas Unfaßbares auf den Leib rückt, die Worte versiegen. Leid und Not bringen zwar Klage und Jammer hervor, und insofern sind sie beredt – zuletzt aber wollen sie schweigend ausgetragen werden. Gerade das vollmundige Bere-den des Unsäglichen ist fehl am Platz. Leid und Mitleid sind niemals geschwätzig.

Und doch fehlt da etwas. Denn auch der eindrucksvollste Aktivismus und die diskreteste Solidarität können nicht verbergen, daß die Frage, was denn die Corona-Pandemie eigentlich mit Gott zu tun habe, kaum gestellt wird. Es ist ja schön, wenn etwa Papst Franziskus in seinem Geleitwort zu *„Christsein und die Corona-Krise“*, herausgegeben von Kardinal Kasper und George Augustin, schreibt: „Ich bin dankbar für viele Zeichen spontaner Hilfsbereitschaft und heldenhaften Einsatzes von Pflegekräften, Ärzten und Priestern. Wir haben in diesen Wochen die Kraft gespürt, die aus dem Glauben kommt.“² Zugleich fällt aber auf, daß selbst der Papst in Hinsicht auf eine Überwindung der Pandemie seine Hoffnung weniger auf das Bittgebet setzt oder ein explizites Wunder, als auf die rasche Entwicklung eines wirksamen Impfstoffs. Ob das merkwürdige Schweigen von Theologie und Lehramt bezüglich der Frage, was Gott mit der Corona-Pandemie zu tun habe, nicht womöglich darin begründet liegt, daß in den letzten Monaten nur noch einmal deutlicher geworden ist, was man sowieso insgeheim weiß: Daß, wenn es hart auf hart kommt, von Gott gar nichts zu erwarten ist, der Mensch vielmehr ganz auf sich allein gestellt ist?³

So scheint mir die gegenwärtige Pandemie-Krise die seit langem schwelende Krise der Gottesfrage auf die Spitze zu treiben: Wer eigentlich soll das sein, jener Gott, „der alles so herrlich regiert“?⁴ Wenn er „alles regiert“ (und das ist tradierte Glaubensüberzeugung aller biblischen Religion), dann regiert Gott (auf welche Weise auch immer) auch das Corona-Virus. Haben wir dieses Virus also ihm zu verdanken? Wenn ja – inwiefern? Was führt Gott im Schilde? Wenn aber nein – inwiefern „regiert“ er dann „alles so herrlich“? Regiert er wirklich alles so herrlich?

Man merkt, in welche denkerischen Abgründe die Corona-Krise uns führt. Und man versteht gut, daß Lehramt und Theologie nur ungern an diese Fragen rühren. Denn hier steht mit einem Mal alles zur Debatte: die Frage nicht nur nach einem geschichtlich identifizierbaren Wirken Gottes in der Welt, sondern zuletzt überhaupt die Frage nach der Existenz Gottes, wie Schrift und Tradition sie bekennen. Was soll das auch für ein Gott sein, dessen Schöpfungswerk sich unablässig in evolutionären Prozessen vollzieht, weshalb Pest-, Cholera- und Milzbrandbazillen, Corona-, Polio- und Millionen andere Viren, Erdbeben, Vulkanausbrüche und Tsunamis, Überschwemmungen, Frost- und Dürreperioden aus der Sicht des Menschen zwar schreckliche Übel sein mögen, aus der Sicht der Evolutionsbiologie hingegen notwendiger Bestandteil einer in ständigen Werden- und Zerfallsprozessen befindlichen Biosphäre?!⁵

Die Theodizeefrage führt sich hier selber ad absurdum. Denn was uns das Leben ermöglicht: eine evolutiv sich fortschreibende Natur, wird uns über kurz oder lang auch das Leben kosten. Moderne Formen kosmischer Spiritualität, die „Mutter Natur“ bzw. „die Schöpfung“ zur Geberin alles Guten stilisieren, helfen da nicht weiter. Die Natur, so wie wir sie kennen, ist hoch ambivalent, weshalb die alte häretische Frage sich auch nicht so einfach erledigen läßt: Könnte es sein, daß der biblische Schöpfungsbericht von Anfang an den Mund zu voll nimmt, wenn er verkündet, die Schöpfung sei „im Anfang“ „sehr gut“ gewesen? (Gen 1,1.31) Die frühe Kirche wußte sich gegenüber der stringenten Argumentation eines Häretikers wie Marcion, der im Kosmos das Werk eines zweifelhaften Demiurgen erblickte, nicht anders zu helfen, als auf dem Zeugnis der Schriften des Alten Bundes zu beharren⁶ – mit der fragwürdigen Konsequenz, alles Böse jetzt dem Handeln des Menschen (dieser anderen Seite der Natur) anzulasten. Ob man „verblendeter Freiheitsdrang“ sagt oder „Hochmut“ oder „selbstidolisierendes Sein-Wollen-wie-Gott“: Alle diese Versionen, die in der einen oder anderen Variante auch in den letzten Monaten wieder zu hören waren, als es darum ging, Gründe für die rasche Ausbreitung des Corona-Virus zu finden⁷, kaschieren nur die alte marcionitische Frage: Wie konnte das Böse aus dem Guten hervorkriechen, wenn es denn wirklich das Gute war?⁸

Die Sprachlosigkeit der Kirchen angesichts der Corona-Krise hat diese fatalen Probleme einmal mehr offengelegt. Denn wo die Natur in ihrer lebensschaffenden wie lebenvernichtenden Ambivalenz erkannt ist, taugt sie als Epiphaniestätte eines seine Geschöpfe liebenden Schöpfergottes nur bedingt. Wie aber soll man je von Gott reden können ohne die Welt als seinem Erscheinungsraum? Ähnliches gilt für jene Ereignisabfolge, die wir „Geschichte“ nennen. Bei Homer, Herodot und Vergil, ähnlich wie bei den biblischen Propheten und den Geschichtstheologen der christlichen Spätantike und des Hochmittelalters, haben Gott oder die Götter in dem, was die Menschen befällt, ihre Hand im Spiel. Geschichte ist für sie deswegen Heils- bzw. Unheilsgeschichte. Moderne Historiographen hingegen denken Geschichte immanent-kausal. Von Gott keine Spur.⁹

Und so verlagert sich die Erfahrung Gottes seit der frühen Neuzeit immer mehr in die menschliche Innerlichkeit (dieser anderen Seite der Geschichte): *sola fide, sola gratia, solo verbo!* Diese Entwicklung hält bis heute an – man denke nur an Karl Rahners Versuch einer Rückführung aller Theologie auf transzendente Anthropologie. So bestechend dieser Ansatz auch ist, so stößt man auch hier alsbald an die Grenzen des Sagbaren. Wer könnte ernsthaft Begegnungen jener lebendigen Art für sich reklamieren, wie die großen Mystiker dies tun? Wer, wie Rahner, behaupten, er habe „Gott, den Lebendigen“, als „liebenden Einheitspunkt aller Wirklichkeit“ erfahren, als jenes „Herz der Welt“, zu welchem man „Du“ sagen könne, „weil mein Gebet bei ihm ‚ankommt‘“¹⁰? Im Zuge der Krise abendländischer Metaphysik ist uns mit dem Glauben an Gott als sapiential-ordinativer Weltvernunft ja in weiten Teilen auch die transzendente Innerlichkeit des Menschen als Residuum einer unsterblichen Seele abhandengekommen.¹¹ Und so steht man erneut da in seinem kurzen Hemd. Wie soll man noch von Gott reden, wenn Natur und Geschichte entzaubert sind und Mystik allenfalls etwas für eine Handvoll Religionsvirtuosen ist?

In dieser Situation überrascht es nicht, daß Bischöfe und Kirchenpräsidentinnen, kaum daß das Virus entdeckt und die Gefahr seiner pandemischen Verbreitung erkannt war, sich al-

lenthalben beeilten, einer nicht sonderlich interessierten Öffentlichkeit zu versichern, daß Covid19 natürlich „keine Strafe Gottes“ sei. Das Gebot der Stunde sei vielmehr die Einhaltung der allgemeinen Hygieneregeln sowie Solidarität mit den Risikogruppen, den Infizierten und den sie Pflegenden. – Ist das alles, was wir zu sagen haben? Für solche Trivialitäten, die natürlich vernünftig sind und überhaupt nicht in Frage gestellt werden sollen, braucht es kein Christentum. Wenn die Kirchen nur wiederholen, was sowieso *common sense* ist, dürfen sie sich nicht wundern, wenn sie als „nicht systemrelevant“ eingeschätzt werden. Allen Schwierigkeiten, den Gottesglauben fundamentaltheologisch zu begründen, zum Trotz: Haben wir aus dem Riesenfundus einer zweitausendjährigen Tradition denn nicht mehr zu sagen als das, was „die Welt“ oder „die Gesellschaft“ sich selber sagen kann? Ist uns kein erhellender Außenblick möglich, der noch einmal in ein anderes Licht zu stellen wüßte, was uns da ereilt?

Im Folgenden soll versucht werden, diese Sprachlosigkeit zumindest ein wenig zu unterlaufen, und zwar mit Hilfe einiger biblischer Urgedanken. Jeder von ihnen erinnert uns an unsere Endlichkeit. Erfahrung von Endlichkeit läßt auf unthematische Weise einen Horizont des Unendlichen aufblitzen; gerade deshalb ist uns die Erfahrung unserer Endlichkeit ja so peinlich: Sie erinnert daran, daß wir im Gegensatz zu den Göttern, den *immortales*, *mortales* sind, endliche, vergängliche und insofern fragwürdige Wesen:

Eintagswesen! Was ist einer, was einer nicht? Eines Schattens Traum ist der Mensch

heißt es bei Pindar (5. Jhdt. v. Chr.), dem größten der griechischen Kulddichter. Doch dieses Schattenhafte weiß sich immer wieder auch erhellt:

Wenn aber gottgeschenkter Glanz kommt,
ruht helles Licht und freundliches Dasein auf den Menschen.¹²

Von ganz ähnlichen Doppelbewegungen berichten die biblischen Erzähler. Wie Pindar erinnern sie daran, daß wir aus der Gnade eines Größeren leben, der/das zuzeiten auf unserem Antlitz erscheinen will (vgl. 2 Kor 3,18). Was heißt das genau? Im Sinn einer sapiential-ontologischen Diagnose seien vor dem Hintergrund der Corona-Pandemie zwölf Kerngedanken biblischer Gottesrede/Menschenrede betrachtet (die Zwölf ist eine heilige Zahl), denen im Sinne eines Übergangs zu den sich anschließenden therapeutischen Überlegungen ein dreizehnter Gedanke (die Dreizehn ist eine überaus unheilige Zahl) angefügt sei. Aber wir sind ja nicht nur heilig, sondern wie oft unheilig, und das Heilige muß sich immer wieder gegen das Unheilige, Unerlöste behaupten. Deswegen werden wir überall dort, wo zu fragen ist, wie man die Corona-Pandemie theologisch fassen soll, immer auch die kulturellen Bedingungen reflektieren müssen, unter denen sich ein heutiges Reden von Gott vollzieht. Der christliche Glaube steht ja nie einfach in sich, sondern hat immer elementar mit der Kultur zu tun, mit der er verflochten ist. Ändern sich die lebensweltlichen Kontexte, so auch die Bedingungen der Möglichkeit, religiös zu sein. Nur wo man diese mentalitätsgeschichtlichen und wissenschaftstheoretischen Veränderungen im Blick hat (Naturalisierung, Ökonomisierung, Digitalisierung unserer Lebenswelt), wird nachvollziehbar, warum es uns als Angehörigen einer posttraditionalen Gesellschaft so schwerfällt, halbwegs glaubwürdig von Gott zu reden – und zwar nicht nur in Zeiten der Pandemie.

Umgekehrt gilt freilich dasselbe. Die Pandemie legt ja nicht nur die theologische Sprachlosigkeit der Kirchen und damit die Fragwürdigkeiten des von ihnen vertretenen Theismus offen, sondern ebenso die Abgründe einer sich selbst genügenden Postmoderne: Wie soll man mit der Endlichkeit der eigenen Existenz auch umgehen und wie mit dem Tod, auf welchen wir alle zulaufen, wenn es außer diesem Leben nichts gibt und Gott eine Illusion ist? Auf der Suche nach einer Antwort bleibt uns nichts anderes übrig, als die schwierige Kunst des stereophonen Hörens zu pflegen, d.h. sowohl auf die Denkvoraussetzungen unserer Zeit als auch auf die Einsichten einer in Vergessenheit geratenen christlichen Lebenspraxis zu lauschen. Nur dann werden wir – vielleicht – in

den Stand gesetzt, aus dem reichen Schatz einer zweitausendjährigen Christentumsgeschichte die eine oder andere Arznei gegen die Malaisen unserer Zeit (etwa unserer Sprachlosigkeit angesichts der Corona-Pandemie) zu destillieren.

Freilich – jedes Antitoxin, unvorsichtig dosiert, kann toxische Wirkungen entfalten. Deshalb gilt im Blick auf die Hausmittel der christlichen Tradition das gleiche wie für die Ratschläge einer nachchristlichen Moderne: Erst wenn solche Arznei durch den Destillierkolben einer kritisch über sich selbst aufgeklärten Lebenspraxis gelaufen ist, mag es Grund zur Hoffnung geben, sie möge auch uns Heutigen bekömmlich sein. Aller Pharmazie, mag sie wissenschaftlich auch noch so ausgereift sein, liegt ja eine Alchemie zugrunde. Alchemie ist eine merkwürdige Mischung aus Wissenschaftspraxis und Wissenschaftstheorie, Lebenswissen und Lebensgefühl. Als solche hat sie weltanschauungskonstituierende Funktion, und insofern ist Alchemie der sozio-intellektuelle und -kulturelle Schmierstoff, welcher einer Gesellschaft allererst ihr Zusammenleben ermöglicht¹³ – das gilt für die hinter uns liegenden christentümlichen Kulturen Europas in gleicher Weise wie für unsere mehrheitlich agnostische Spätmoderne.¹⁴ Wenn etwa die Publizistin Thea Dorn im Rahmen einer von den öffentlichen Fernsehanstalten aus Anlaß der Corona-Pandemie gesendeten Talkshow bekennt: *„Ich gehöre eher zu den strukturell trostlosen Menschen. Wir sind eine vom Glauben abgefallene Gesellschaft, die nicht mehr an ein Paradies oder das ewige Leben glaubt“*¹⁵, so kann sie mit dieser Aussage bei ihren Mitdiskutanten (einem Virologen, einem Ministerpräsidenten, einem Journalisten, einem Arzt) Zustimmung voraussetzen – alle lächeln etwas merkwürdig verlegen und nicken verhalten. Wenn hingegen Karl Wallner, medienaffiner Zisterzienserpater, im österreichischen Fernsehen von der „Pandemie-Krise als missionarischer Chance“ spricht und sie insofern als einen „Fingerzeig Gottes“ bezeichnet¹⁶, so schütteln viele nur den Kopf. Unabhängig davon, ob die von Pater Wallner vorgebrachten Argumente etwas taugen, erscheint schon die bloße Tatsache, daß hier jemand im öffentlichen Raum affirmativ von Gott spricht, als purer Anachronismus. Die von theologischer Seite vorgebrach-

ten Überlegungen lassen sich dem Lebensgefühl vieler Zeitgenossen kaum noch vermitteln. „Der Atheismus“, so Thomas Pröpper schon vor mehr als dreißig Jahren, „ist zum alles beherrschenden *Klima* geworden und in seiner praktischen Gestalt, von Gottes Handeln sich nichts zu erwarten, auch unter Christen weiter verbreitet, als man wohl eingestehen möchte.“¹⁷ Weshalb ist das so? Läßt sich beschreiben, was da passiert ist?

Wenn es einen Ort gibt, wo die menschliche Lebenswirklichkeit in ihren mentalitäts- und soziohistorischen Grundlagen reflektiert und erzählerisch verdichtet wird, so die Gegenwartsliteratur. In ihr komprimiert sich, was Menschen denken und empfinden. Zeitgenössische Literatur ist so etwas wie ein psycho-sozialer Seismograph der herrschenden Stimmungen, Gemütslagen, Themen, Fragen, Hoffnungen und Ängste. Insofern hat sie hohen diagnostischen Wert. Und damit ist nun auch die Abfolge der Argumentationsschritte unserer Überlegungen deutlich: Anamnese – Diagnose – Therapie. Sie orientiert sich ihrerseits an einem literarischen Werk, nämlich an der unter dem Titel „*Doktor Erich Kästners Lyrische Hausapotheke*“ 1936 im Atrium-Verlag Zürich erschienenen Gedichtsammlung des gleichnamigen Kinderbuchautoren. (Daß Erich Kästner mit seinem Titel seinerseits an Heinrich Heine anschließt, der einmal die Bibel „die Hausapotheke der Menschheit“ genannt hat, sei am Rande erwähnt.¹⁸) Kästner gibt in seiner Gedichtsammlung eine ganze Reihe von therapeutischen Ratschlägen zu den verschiedensten Malaisen sozialer und individueller Art, denen ein Mensch erliegen kann: Trübsinn, Einsamkeit, Hysterie, Depressivität, Aggressivität, Larmoyanz, Konformismus, Narzißmus, Antriebslosigkeit, Selbstmitleid, Fatalismus usw. Seine Ratschläge sind in hohem Maße beherzigenswert, nicht zuletzt in den merkwürdigen Zeiten, in welchen wir uns gegenwärtig befinden.

Ist unsere Kapitelabfolge von Kästners „Lyrischer Hausapotheke“ inspiriert, so folgt, wie sich am entliehenen Untertitel des vorliegenden Buches ablesen läßt, die Argumentationsform unserer Überlegungen dem Werktitel eines anderen Schriftstellers: Friedrich Nietzsche. In seinen vier „*Unzeitgemäßen Betrachtun-*

gen“ von 1873–1876 (dreizehn solcher Betrachtungen waren ursprünglich geplant) bürstet Nietzsche das Geläufige, allzu Läßige seiner Zeit gegen den Strich: die hochmütige Bildungsphilisterei; den flachen Optimismus der Gründerjahre; die Hypertrophie einer sich an sich selbst berausenden Aufklärung; den Tiefsinn der Romantiker, aber auch deren Unfähigkeit, sich von den Erkenntnissen der aufstrebenden Disziplinen Nationalökonomie und Naturwissenschaften beunruhigen zu lassen; freilich auch die sehr vergleichbare Unfähigkeit dieser beiden jungen Wissenschaften, ihre Skepsis gegenüber der Tradition auch auf sich selbst anzuwenden, m.a.W.: ihre Unfähigkeit, gegenüber der eigenen Skepsis ebenso skeptisch zu sein. In den *Unzeitgemäßen Betrachtungen* kriegt noch jeder sein Fett ab. – Klingt die Polemik, die Nietzsche seinerzeit praktizierte, in ihrer sprachlichen Gestalt heute auch eher schal, so ist die Argumentationsform seiner Betrachtungen nach wie vor von Interesse: Eine Art Stereophonie, in welcher zu jedem Traditionsargument, das vor dem Hintergrund seiner Zeit einmal als bedenkenswert erscheinen konnte, alsbald ein ihm korrespondierendes Gegenargument präsentiert wird. Und so erhellt im wechselseitigen Widerspruch ein Argument das andere.¹⁹

Um eine solche Stereophonie des Aufeinander-Hörens, um eine solche Vielperspektivität des Sehens von weit her ist es uns in den hier vorliegenden *Unzeitgemäßen Betrachtungen* zu tun.²⁰ Denn die Corona-Pandemie stellt ja nicht nur die von den Theologen häufig bemühte Kompetenz zur Deutung der „Zeichen der Zeit“ in Frage; sie stellt auch und nicht zuletzt den Lebensstil unserer globalisierten Spätmoderne in Frage. Der geistige Horizont, unter welchem man als postideologischer Mensch lebt, pendelt hin und her zwischen Melancholie und Sensibilität, anarchischer Lockerheit, unendlicher Wandlungsfähigkeit und latenter Hysterie. Widerstandsfähigkeit gegen die Zumutungen des Lebens läßt sich so nicht entwickeln.

Und so stellt sich die Frage, was das eigentlich bedeuten mag, wenn ein winziges Virus von jetzt auf gleich unseren ganzen Lebensstil über den Haufen wirft. Ob mit der Pandemie vielleicht nur offenbar geworden ist, was wir insgeheim längst ahnten: Daß so, wie wir in den Jahrzehnten nach 1945, 1968, 1989 in

Westeuropa lebten, es einfach nicht weitergeht? Wie lange mag es den hier erreichten Hochstand an spätbürgerlicher Zivilisation, an Reichtum, an humanem Empfinden, sozialer Wohlfahrt und medizinischer Vorsorge noch geben? Geht das nicht alles auf Kosten unserer natürlichen Umwelt? Auf Kosten auch der Armenhäuser dieser Welt, die ganz selbstverständlich das Recht für sich reklamieren, ein angemessenes Stück vom Kuchen abzubekommen, und die, wenn es dieses Stück nicht bei ihnen gibt, sich ungebeten an unsere Tische setzen? (Die sog. Flüchtlingskrise von 2015 ist ja nur der Vorgeschmack dessen, was an globalen Migrationsbewegungen noch auf uns zukommen wird.) – Aber natürlich kann man noch ganz andere Fragen stellen: Wie steht es angesichts der Globalisierung mit der Frage nach dem Verhältnis von Kosmopolitismus und Regionalismus? Es dürfte kein Zufall sein, daß wir in einer Zeit der erstarkenden identitären Bewegungen leben, und dies auf rechter wie linker Seite. Wie steht es mit den Herausforderungen durch die unumkehrbaren Entwicklungen auf den Gebieten der Demographie, der Ökologie, des Weltklimas? Wie mit der Irrealisierung der Welt durch die Neuen Medien? Welche Veränderungen in unserem seelischen Befinden, wenn Wirklichkeit nur noch virtuell existiert? Welche Gefahren für die Regierungsform der Demokratie (man muß nicht erst auf die Präsidentschaft von Donald Trump verweisen)?

Jedenfalls macht sich allenthalben Verstörung breit. Und die Theologie, wo sie nicht schweigt, ergeht sich häufig im Geläufigen, betätigt sich als Schallverstärker dessen, was man sowieso hört. Kann es das sein? – Das kann es nicht sein, und so stellt sich die Frage: Was könnte die Theologie, was könnten die Kirchen, schöpfend aus dem kulturellen Tiefengedächtnis Europas, von dem heute kaum noch jemand etwas weiß, zu einer Erhellung unseres Gegenwartsdenkens beitragen, und zwar jenseits der hektischen Tagesparolen?

Auf diese Frage Antwort zu geben, ist das Anliegen unserer Unzeitgemäßen Betrachtungen. Sie laufen auf das zu, was wir in Anlehnung an Erich Kästner etwas vollmundig unsere „Theologische Hausapotheke“ nennen (dazu weiter unten mehr).

Bevor wir sie jedoch öffnen, sollen als literarisches Intermezzo oder auch als kleines seelenkulinarisches „amuse bouche“ zunächst einige der derzeit vielgelesenen Stimmen aus dem Genre der Pest- und Seuchenliteratur zu Gehör gebracht werden. Denn dort geben sich Dinge zu sehen, die auch und gerade für die theologische Doktorei von höchstem Interesse sind: ein Panoptikum vergangener und gegenwärtiger Mentalitäten in ihren unterschiedlichsten Brechungen, ein Pest- und Epidemiediagnostikum präzisester Art. Ob nach der hier vorlegten ersten, noch eher oberflächlichen Anamnese und nach den im zweiten Teil unserer Betrachtungen angestellten Diagnosen die zuletzt erteilten Therapeutischen Ratschläge dann fruchten werden, oder ob der Befund nicht womöglich längst lauten wird: „austherapiert“²¹ – das ist die alles entscheidende Frage, die wir uns für das Ende unseres Buches aufheben. Dann wird sich zeigen, ob unsere hier zusammengestellte „Hausapotheke“ in Zeiten wie den gegenwärtigen zu etwas nütze ist oder nicht.